Alexander Büchner

Otto Adolf Ellissen

Alexander Büchner

Ein Nekrolog.

Einbeck 1904.
Druck von Johannes Schroedter.

Nach dem Tode Alexander Büchners, der mir während eines längeren Aufenthaltes in der Normandie (1883-84) ein väterlicher Freund wurde und es in den folgenden Jahrzehnten blieb, war es eine naheliegende Pflicht für mich, seinen Nekrolog zu schreiben. Als ich mich aber dazu anschickte, ging mir von andrer Seite der vorliegende Lebensabriss zu mit der Bitte, ihn zu veröffentlichen. Dieser Bitte komme ich um so lieber nach, da derselbe mit grösserer Sachkunde verfasst ist, als ich sie zur Zeit besessen hätte.

Dr. O. A. Ellissen.

Nekrolog.

Der kürzlich verstorbene Professor Alexander Büchner, 1827—1904, ist das letzte und jüngste Glied der „Schriftstellerfamilie“ Büchner. Sein Vater war bei der Geburt seines Sohnes Alex einer der beliebtesten Ärzte und Mitglied des Obermedizinalkollegs in Darmstadt, dessen Vorsteher er später wurde, und befand sich in der glücklichen Vermögenslage, seine vier Söhne studieren zu lassen. Alexander absolvierte mit gutem Erfolg das treffliche Gymnasium seiner Vaterstadt und zeichnete sich besonders im altklassischen und neusprachlichen Fach aus. Im Alter von kaum 17 Jahren bezog er die Landesuniversität Giessen, später auch Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren. Er gehörte dort zu den Rhenanen, welche gerade aus einem der fortschrittlichen Vereine in die Reihe der Korps mit gemässigten Einrichtungen zurücktraten. Als die 48er Revolution eintrat, stand er direkt vor seinem Fakultätsexamen, beteiligte sich aber eifrig, in Wort und Schrift, an der demokratischen Bewegung, ohne jedoch die Doktoratsprüfung zu versäumen. Er trat alsdann in den hessischen Staatsdienst als Akzessist am Darmstädter Hofgericht ein, setzte aber seine Tätigkeit als Demokrat fort, was ihm mehrfache gerichtliche Verfolgungen eintrug. Zu Anfang der badischen Bewegung 1849 kriegsrechtlich verhaftet, entging er nur durch eine glückliche

Verkettung von Umständen der Gefahr gestandrechtet zu werden. Um weiter drohenden Verfolgungen auszuweichen, flüchtete er im Sommer zu einem in Gauda (Süd-Holland) wohnenden Onkel. Im Herbst zurückgekehrt, wurde er von dem Darmstädter Schwurgericht in einem Pressprozess freigesprochen und nahm seinen Dienst bei den hessischen Gerichten wieder auf, wurde aber wegen „mangelnder Gesinnungstüchtigkeit“ und infolge einer Reise nach England, aus dem Staatsdienst hinausgemassregelt. Er warf sich jetzt ganz auf sein seitheriges Lieblingsfach, die neuere Literaturwissenschaft, und begab sich zu dem Zwecke zuerst nach München und später nach Zürich, woselbst er sich als Privatdozent habilitierte und schliesslich nach Stuttgart und Tübingen. Von dort zog er, der Einladung eines Landsmannes und Schicksalsgenossen folgend, nach Valenciennes in Nordfrankreich und wurde dort zuerst an dem freien Collège „Notre dame“ und später an dem Collège Communal als deutscher Lehrer angestellt. Als im Jahre 1852 der Concours de langues vivantes in Paris wieder hergestellt wurde, beteiligte er sich daran und kam mit einer der ersten Nummern heraus. Dies wurde entscheidend für sein Verbleiben im französischen Staatsdienst. Schon im Mai 1862 wurde er an das wichtige Lycée de Caen (Calvados) versetzt und avanzierte dort in die Faculté des lettres, an welcher gerade der Stuhl eines professeur de littératures étrangères freigeworden war. Um diesen Platz bekleiden zu können, musste er sich als Franzose naturalisieren lassen, und zwar geschah dies, indem ihm der Staat „wegen geleisteter Dienste“ honoris causa ohne den üblichen Verzug das Bürgerrecht zuerkannte. Dass ihm dieser Schritt von deutscher Seite vielfach zum Vorwurf gemacht wurde, war für oberflächliche Neidhämmel nur natürlich; aber nachdem ihn sein hessisches Vaterland förmlich ausgestossen hatte, stand es ihm doch wohl frei den so ehrenvoll angebotenen Nationalitätswechsel anzunehmen. Von jetzt an war er in der Lage, die durch viel-

fache und ausgedehnte Ferienreisen durch ganz Europa, von Wien und Ungarn nach Berlin und Kopenhagen, Stockholm und London, Italien und Spanien, erworbenen Kenntnisse zu verwerten, was er auch in einer fünfundzwanzigjährigen Lehrtätigkeit auf das erfolgreichste tat. Denn: Wer den Dichter will verstehn, muss in Dichters Lande gehn. Von seinem Katheder herab beleuchtete er die Literaturen Deutschlands, Englands, Nord-Amerikas, Russlands, Italiens, Spaniens sowie der kleineren europäischen Länder und machte ausserdem seine Zuhörer und Schüler mit den neuesten Errungenschaften der vergleichenden Sprachkunde vertraut. Ferner betraute ihn das Unterrichtsministerium mit Inspektionsreisen in dem akademischen Bezirke von Caen (6 Départements), um den Unterricht des Deutschen und Englischen in den staatlichen wie städtischen Anstalten zu prüfen und zu leiten. Desgleichen musste er an den öffentlichen Prüfungen für das Bakkalaureat, die Licenz und das Doktorat teilnehmen. Unter diesen Umständen konnte ihm die für Deutsche mit dem 70er Kriege eintretende Krisis nicht viel anhaben, car les loups ne se mangent pas entre eux. Er setzte seine Lehrtätigkeit ununterbrochen fort, bis er Herbst 1897 die gesetzliche Altersgrenze von 70 Jahren erreichte, wo er, zum professeur honoraire ernannt, mit dem höchsten Pensionsgehalt (6000 Frs.) in den Ruhestand trat. Viele seiner Vorträge erschienen im Laufe der Jahre in der sogenannten Revue bleue, Comtemporaine und vielen akademischen Memoiren und fanden grossen Beifall.

Büchner verdient, wenn irgend wer, ein „auteur bilingue“ genannt zu werden. Er schrieb und sprach das Französische und das Deutsche mit gleicher Fertigkeit und Vollendung. Ersteres zum grossen Erstaunen der Franzosen, welche ihm oft das Kompliment machten, er handhabe ihre Sprache wie Voltaire. Von seiner ausserordentlichen Redegewandtheit im Deutschen können noch manche Lebende Zeugnis ablegen Die Tatsache aber, dass er sich fast 30 Jahre lang auf einer chaire de Faculté

behauptete, von welcher herab meist nur frei gesprochen wird, beweist, dass es ihm an der dafür unerlässlichen faconde keineswegs gebrach. Desgleichen wurde ihm als gesuchtem Gesellschafter diesseits wie jenseits des Rheins eine nie fehlende von Geist und Witz sprudelnde Unterhaltungsgabe nachgerühmt. Trotz der häufigen Spannung zwischen seinen beiden Vaterländern, blieb er in beständiger Fühlung mit zu Hause und war stolz, sich bei den öfteren Nachfragen nach seiner Nationalität einen Rheinländer zu nennen. Ob französisch oder deutsch, das war ihm gleichgültig, aber die weite Landstrecke zwischen Basel und Köln war der Gegenstand seines lebhaften Patriotismus. Aus Deutschland hatte er beständig Besuch. Zuerst seine Schwestern Mathilde und Louise, dann Wilhelm mit dessen Sohn und Ludwig, und endlich des letzteren schon erwachsene Kinder, welche ganze Sommer bei ihm zubrachten. Überhaupt war sein geräumiges Haus mit Garten eine Art Hauptquartier für die zahlreichen Männlein wie Fräulein, welche zum Zweck ihrer Bildung oder Zerstreuung in die schöne Normandie kamen. Die rheinische Gastfreiheit war ihm eine zweite Natur Die jungen Franzosen, Lehrer an den Fakultäten oder Lyceen, sowie die eigentlichen Studenten der Universität fühlten sich bei ihm wie zu Hause. Seine erste Frau, eine geborene Hanauerin, sah ebenfalls sehr gern eine gewählte Gesellschaft bei sich und arrangierte mit den in Caen zahlreichen englischen Familien, deutsche, englische und französische Leseabende mit Rollenverteilung, Tanzkränzchen, Tulpenfeste und ähnliches, und ihre Einladungen zu dem immer feierlichst begangenen Weihnachtsfeste waren sehr gesucht Am heitersten waren die zwanglosen Bierabende im Keller, bei denen sich die schon erwähnten jungen Leute sowie auch Damen, auf Gartenstühlen sowie auf leeren Fässchen sitzend, zusammenfanden, um, an der Quelle sitzend, das bei Büchner nie ausgehende vortreffliche Strassburger Bier zu trinken. Auch sein Weinkeller war berühmt wegen seiner gehaltvollen Mannigfaltigkeit. Sein eigentlicher

Stammgast war längere Zeit der Historiker O. A. Ellissen, der Biograph des Philosophen Friedr. Alb. Lange, gegenwärtig Oberlehrer in Einbeck und damals als Hofmeister des jungen Prinzen Handjéri, welcher gleichfalls zu dem cénacle gehörte, etwa zwei Jahre in Caen anwesend. Zu erwähnen ist auch der junge, leider zu früh verstorbene ausgezeichnete Jurist und Rechtslehrer Henry Chrétien. Derselbe verstand sehr gut Deutsch und bat sich häufig die Unterstützung des älteren Freundes bei seiner viel geschätzten Übersetzung von Wilhelm v. Humboldts bekannter Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staats aus, wobei, angesichts der zahlreichen Tagesbeschäftigungen, meistens die Nachtstunden in Anspruch genommen werden mussten.

Ein wahrer Glücksfall war für Büchner die bald zur innigsten Freundschaft führende Bekanntschaft mit dem Philosophen Léon Dumont 1837—77. In seinem Tollen Jahr berichtet er darüber folgendermassen: „Als ich eines schönen Morgens zu Valenciennes in meinem Studierzimmer sass, trat ein grosser junger Mann von etwas vorgebeugter Haltung und intelligenter Physiognomie, mit einem gewaltigen schwarzen Bart und lebhaftglänzenden dunklen Augen bei mir ein. Derselbe erklärte mir, er sei ein Freund deutscher Philosophie und rechne auf meinen Privatunterricht, um Schopenhauer in der Ursprache lesen zu können; er sei der einzige Sohn reicher Eltern und gedenke sein Leben der Nachforschung nach den letzten Gründen der Dinge zu widmen. Höchlichst erstaunt, ging ich auf den Vorschlag ein und erkannte im Verlauf weniger Konferenzen, dass ich in Léon Dumont einen Mann von der vielseitigsten Gelehrsamkeit, grosser allgemeiner Bildung und einem überaus wohlwollenden Charakter vor mir hatte. Wir fanden sehr rasch Gefallen an einander, und er führte mich bei seinen Eltern ein, bei welchen ich ein viel und gern gesehener Gast wurde. „Mein Sohn“, sagte der Vater, ein ehemaliger Kürassieroffizier aus der Zeit Karls X. zu mir, „mein Sohn ist nicht wie alle Welt. Statt sich seines Lebens zu freuen,

die hiesige Gesellschaft zu besuchen und mich mit der Zeit zum Grossvater zu machen, spielt er den Sonderling, vernachlässigt sein Aeusseres, verabscheut das schöne Geschlecht und macht mir und seiner Mama die grössten Sorgen. Er sitzt Tag und Nacht in seinem Kabinet über Büchern, wie sie niemand liest. Sie sind ja auch ein Gelehrter," fuhr er fort, „aber sie ziehen einen Frack und weisse Handschuhe an, wenn Sie in Gesellschaft gehen. Sie sind mit den Damen artig und verschmähen eine Kartenpartie nicht. Mein Sohn scheint ein unbegrenztes Vertrauen in Sie zu setzen, weshalb ich Sie bitten möchte, dahinzuwirken, dass er wird wie die übrige Menschheit". „Dafür sehe ich nur ein Mittel", entgegnete ich, „schicken Sie ihren Sohn nach Paris, um zu studieren, was ihm beliebt, und Sie werden sehen, dass sich dieser eckige Kiesel bald an den dortigen Kieseln rund und zum Diamanten schleift". Ich versprach auf ihn zu wirken, so viel ich konnte. Bald bildete sich eine innige Freundschaft aus zwischen mir und meinem nur um neun Jahre jüngeren, aber durch philosophisches Nachdenken viel älteren Schüler, eine Freundschaft, welche sich auf die Gleichartigkeit der Bestrebungen, wenn auch nicht auf die der Mittel, welche dahin führen konnten, begründete. Dumont studierte in den Urtexten Aristoteles, Baco, Descartes, Kant, Hegel und den schottischen Philosophen Hamilton wie den oberflächlichen Cousin. Auf langen Spaziergängen in die wenig malerische Landschaft des Val aux Cygnes (Valenciennes), besprachen wir mit Leidenschaft und extravaganten Geberden das Objektive und Subjektive in Goethe und Shakespeare, Dante und Calderon, so dass uns die ländlichen Flamänder auf der Strasse für zwei, einem benachbarten Hospiz entsprungene Narren halten mochten. Die Eltern gaben meinem dringenden Rate nach, ihren Sohn in Paris wohnen zu lassen, wo sie ein grosses schönes Haus in der Rue Louis le Grand, dicht am Bd. des Italiens, besassen. „Les voyages forment la jeunesse", sagt das Sprichwort, das heisst, mein Freund

wurde in Wirklichkeit in der Grossstadt Mensch mit Menschen, kleidete sich nach der Mode, studierte nicht nur Museen, Bibliotheken und Monumente, sondern besuchte auch Theater, Konzerte, Bälle und sonstige Festlichkeiten und bekam alsbald jenen weltlichen Schliff, der den wohlhabenden Pariser überall kenntlich macht. Unsere ferneren Beziehungen und Mitarbeiterschaft sowie Dumont's schriftstellerische Erfolge, weitere Schicksale und seinen frühen Tod habe ich in meinem Buch: Un philosophe amateur (Paris, Alcan 84) ausführlich beschrieben und erwähne nur, dass dieser vortreffliche Mann die Hauptursache meines Entschlusses wurde, in Frankreich zu verbleiben. Meine weiteren Beziehungen zu ihm waren fortan die denkbar fruchtbarsten. Wir hatten uns beide in das Studium der Ästhetik vertieft und kamen dabei auf den gewagten Gedanken, Jean Pauls Vorschule der Aesthetik ins Französiche zu übersetzen und dabei zu erklären. Ich entwarf einige Paragraphen; Dumont sah diese Arbeit vom Standpunkte des guten französischen Styls durch, und darauf setzten wir uns zum Zweck einer endgiltigen Herstellung des Textes zusammen. Nebenbei entfielen zahlreiche erläuternde Anmerkungen, in deren Anerkennung die Kritik späterhin unsere kommentierte Ubersetzung un vrai travail de Bénédictins nannte.

Endlich aber kam die Hauptsache, nämlich die Suche nach einem Verleger. Uberall antwortete man uns abweisend: „Niemand kenne diesen Schriftsteller; der Herausgeber würde keine 100 Exemplare davon verkaufen und somit nicht auf seine Kosten kommen.“ Nun entschloss sich Dumont, den Stier bei den Hörnern zu packen, d. h. unsere beiden Bände auf seine eigenen Kosten drucken zu lassen, für welches Unternehmen wir in der Person des Herrn August Durand einen sehr intelligenten Verleger fanden. Allem Erwarten zuwider begegnete unsere Veröffentlichung einer äusserst günstigen Aufnahme. Das sehr teure Buch hat sich seit seinem Erscheinen, 1862, bis auf das letzte Exemplar verkauft, und es ist heute unmöglich, sich ein Stück auf dem

Wege des Buchhandels zu verschaffen. D. hat sich seither einen bedeutenden Namen als philosophischer Schriftsteller gemacht und hätte bei längerem Leben gewiss seinen Platz in der Académie des Inscriptions et belles Lettres gefunden, wenn nicht sein früher Tod seiner rastlosen Tätigkeit ein trauriges Ende gemacht hätte. Der Krieg von 1870 hatte ihm durch die unvermeidliche Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich den grössten Kummer bereitet, den der bald erfolgende Tod seines heissgeliebten Vaters noch vermehrte. Er empfand mit kaum 40 Jahren den Anfang des Herzleidens, welches ihn dahinraffen sollte. Im Frühjahr 1875 beschlossen wir eine Reise nach Spanien zu machen, deren Ausgang tragisch für ihn wurde. Auf der Rückfahrt von Madrid nach Paris erlitten wir auf dem Nachtschnellzuge zwischen Poitiers und Tours einen Unfall, der zwar glücklich verlief, uns aber während einer halben Stunde, durch Entgleisen unseres Waggons, in die äusserste Lebensgefahr brachte. Die damit verbundene Aufregung vermehrte den Herzfehler meines Freundes in der bedenklichsten Weise. Nach Paris zurückgekehrt, hoffte er eine Linderung seines Leidens durch einen Aufenthalt auf dem väterlichen Landgut. Leider wurden die Anfälle dort immer heftiger, und ehe ich noch an sein Krankenbett eilen konnte, verschied er im Januar 1877, im Alter von 40 Jahren". Uber all seiner, der neuen Heimat gewidmeten Tätigkeit vergass B. die alte nicht. Er lieferte für das Deutsche und Frankfurter Museum, das Hamburger Jahrhundert, das Stuttgarter Morgenblatt, Westermanns Monatshefte und sonstige Blätter die verschiedenartigsten Beiträge als Feuilletonist, Tourist und Essayist, der späterhin aufzuzählenden Bücher nicht zu gedenken. Sein alter Giessener Commilitone und demokratischer Mitstreiter Rudolph Fendt war nach mannigfaltigen Schicksalen Herausgeber der Neuen Hessischen Volksblätter in Darmstadt geworden, und diesem schrieb er, während Mac Mahon's Präsidentschaft, eine Reihe von Briefen über die Verfassungskämpfe, welche die damaligen Republikaner

— ganz andere Leute als die heutigen — gegen die monarchische und klerikale Reaktion ausfochten; welche vielgelesenen Artikel manchen Leuten erst ein rechtes Licht über die Sache aufsteckten. In gleichem Sinne arbeitete er für die Westliche Post in Saint Louis, deren Redakteur Emil Praetorius gleichfalls einer seiner besten Universitätsfreunde gewesen war.

Mit dem Krieg von 1870 erlitt die glänzende Laufbahn Büchners im franz. Staatsdienst zwar nicht einen Rückgang, aber doch einen Stillstand. Er war schon öfter als Inspecteur général im Fach der lebenden Sprachen, wozu er sich besser als irgend jemand eignete, verwandt worden; eine eigentliche Ernennung, le couronnement de l'édifice blieb ihm durch die hämische Missgunst eines neidischen Vorgesetzten versagt. Auch fielen damals die irredenten Elsässer wie ein Heuschreckenschwarm ins Land, darunter Leute von wirklichem grossen Verdienst, und wurden vorzugsweise mit den besten Stellen bedacht. B. tröstete sich leicht über solche Dinge durch seine Erfolge als Schriftsteller und öffentlicher Lehrer, liess sich aber nie durch das Zureden seiner Chefs bestimmen die Décoration de la légion d'honneur zu verlangen. Der Wert dieser Auszeichnung sank nämlich schon damals durch ihre Verleihung an ganz unwürdige Parteiwühler so tief, dass es schon ein Kompliment war, wenn man im Publikum sich fragte, warum ein Herr so und so nicht dekoriert sei? Ausserdem musste diese Ehre wie eine Gunst förmlich erbettelt werden, und alle Katzenbuckelei war ihm ja schon aus Familientradition in den Tod verhasst. „Ich höre lieber, dass man sich fragt, warum ich nicht dekoriert bin“, pflegte er zu sagen, „als warum ich es wäre?“ Die Rosette als Offizier des öffentlichen Unterrichts dagegen nahm er an, weil sie ihm ganz ohne sein Zutun verliehen wurde.

Angesichts der Mannigfaltigkeit von B.'s Wirken muss man unwillkürlich an das franz. Sprichwort denken „qui trop embrasse mal étreint“, und ein solcher Vorwurf

kann ihm allerdings hie und da gemacht werden. Eine gewisse Flüchtigeit, ein Lapsus calami, lässt sich zuweilen bemerken, dies war aber bei der Ausdehnung seines Wirkungskreises und der Leichtigkeit seiner Aneignung schwer zu vermeiden. Seine amtliche Stellung hatte ihm ein beständiges Hin- und Herspringen zwischen den verschiedenartigsten Lehrgegenständen zur Pflicht gemacht und die Erfüllung derselben wurde ihm nur allzuleicht durch seine Empfänglichkeit für alles Wissenswerte und seine leichte Fassungsgabe. Unter solchen Verhältnissen verging die Zeit zwischen dem Krieg und seiner Pensionierung sehr rasch bei häufigen Ferienreisen ins Ausland und Teilnahme an den damals in die Mode kommenden Universitätskongressen, wobei er in Toulouse, Lyon, Dijon, Lille, Bordeaux und natürlich auch in Caen erschien. Jetzt aber fühlte der rastlose Pionier zwar nicht die Arbeitslust und geistige Spannung, wohl aber die Tüchtigkeit der physischen Werkzeuge erlahmen. Die Natur hatte ihm ein scharfes, durchdringendes Auge verliehen, dessen festen Blick selten jemand zu entgegnen imstande war. Aber angestrengte Arbeiten, namentlich bei Lampenlicht, erschöpften die Leistungsfähigkeit seiner Sehkraft, und von seinem 70. Jahr an musste er dieselbe sehr schonen. Da aber trat durch einen unglücklichen Zufall ein anderes Leiden ein. Ein Backenzahn war schadhaft geworden. Ein stümperhafter Zahnarzt versuchte denselben herauszunehmen, traf aber, indem er ihn fühllos machte, mit seinem Stift auf einen benachbarten Nerv, den er verletzte. Von da an wurde B. durch periodische Schmerzen in der rechten Kinnbacke gepeinigt, welche ihn oft am Sprechen hinderten; dieser unselige Vorgang traf gerade mit seiner Pensionierung zusammen, sodass er nun ungestraft schweigen konnte. Mit seinem alten Humor pflegte er zu sagen: „Der Herr straft mich, womit ich gesündigt habe, nämlich beim Schwatzen.“ Zuweilen gab es Stunden, während derer die Schmerzen verschwanden, und dann kehrte seine alte Lebhaftigkeit und witzige Unterhaltungsgabe wieder; aber im

Augenblicke, wo er am besten redete, hielt er plötzlich inne, das böse Leiden war wie der Blitz wieder da, und er schwieg. Viele Konsultationen in Paris und an deutschen Universitäten brachten keine Hülfe, und nach einigen schmerzerfüllten Jahren entschlossen sich zwei der bedeutendsten Ärzte der Ecole de Médicine in Caen zu einer Operation auf Leben und Tod. Sie nahmen einen Teil der kranken Kinnlade heraus, welcher Ausschnitt einen halben Morgen dauerte, und als die Operation vorbei war und der Kranke aus seiner Narkose erwachte, fragte ihn einer der Professoren: „Eh bien, comment vous sentez — vous?“ „Je sens que j'ai faim“, war die überraschende Antwort. Dank seiner urkräftigen Konstitution erholte sich der 70 Jährige rasch, und er meinte nun, von den grausamen Schmerzen befreit, sein früheres tätiges Leben wieder beginnen zu können. Man überwachte ihn nicht hinreichend. Seine frühere Spazierlust überkam den einst so rüstigen Fussgänger. Bei einer zu starken Tour in die sogenannte Suisse Normande im Süden von Caen erkältete er sich und das alte Übel war wieder da. B. konsultierte von neuem die berühmtesten Spezialisten, allein man fand ihn zu alt, um einen neuen Schnitt zu wagen, gab ihm nur lindernde Mittel und ermahnte ihn, mit seinem Leiden in Frieden zu leben, was er während seiner letzten Lebensjahre mit Heroismus und unter vielen Seufzern tat. Aber Gott verlässt keinen Deutschen nicht. Und wenn die Not am grössten ist, ist seine Hülfe am nächsten.

Zur Zeit seiner Pensionierung hatte B. in der Nachbarschaft des von ihm stets so sehr geliebten Meeres, drei Wegsstunden von der Stadt und an der dahinführenden Trambahn, einen zum Verkauf gestellten Landsitz gesehen, gekauft und Villa Bijou getauft. Fast zur selben Zeit erhielt er den Besuch einer hübschen jungen Dame aus Hannover, welche auf Tausch zu einer Familie in Caen gekommen war, um ihr Französisch zu vervollkommnen. Dieselbe ging den erfahrenen Landsmann um Rat an, und obgleich der Professor seine Lehrtätigkeit bereits eingestellt hatte, nahm

er das Fräulein gern als Privatschülerin an. Bald fand man, trotz des Altersunterschiedes von 23 zu 70, Gefallen aneinander, und so kam es, dass nach Jahresfrist Fräulein Martha Bahlsen Frau Professor Büchner wurde. Mit gewohnter Galanterie sagte der noch immer stattliche ehemalige Korpsstudent: abyssus trahit abyssum, ce qui se ressemble s'assemble, ein Bijou kommt zum andern. In der Tat wurde die junge Frau zur barmherzigen Schwester, indem sie den oft grämlichen alten Herrn durch ihre lustige Jugendfrische erheiterte, seine zahlreichen Gebrechen treulich pflegte, für ihn schrieb und ihm ein sehr erträgliches Greisenalter schaffte. Zusammen machten sie kürzere oder längere Ausflüge in die interessante Umgegend von Caen, nach Havre, Mont St. Michel, Falaise, Trouville, Cabourg, Arromanches, Port en Bassin und sonstige hübsche und elegante Plätze. Sie brachten einen Winter in Hannover und Darmstadt bei den beiderseitigen Verwandten zu und zogen den folgenden sogar übers Meer nach Algier, um dessen wunderbares Winter- oder besser Frühlingsklima zu erproben. Als damals B's älterer Bruder Louis verstarb, bat ihn der Verleger um ein Vorwort zu dessen letzter Schrift und Frau Martha erwies sich hier sogleich als hilfreicher Sekretär, indem sie sich von ihrem Gatten das Manuskript in die Feder diktieren liess. Überhaupt leistete ihm diese zweite Vorsehung bei seiner Korrespondenz und bei Abfassung des Tollen Jahrs sowie seiner Briefe aus Algier den wichtigsten Vorschub. Die späteren Reisen nach Deutschland machte Büchner mit Vorliebe von Cherbourg aus auf den prächtigen Dampfern des Norddeutschen Lloyd und über diese Fahrten berichtete er noch mit Frische und Humor in der Deutschen Badezeitung Union. In Hannover ist Büchner am 7. März 1904 gestorben und hat auf dem dortigen Friedhofe seine letzte Ruhestätte gefunden.

Aus seiner ersten Ehe hatte Büchner einen einzigen, 1863 geborenen Sohn, einen hübschen, äusserst talentvollen Jungen. Unter Anleitung seines Vaters bereitete sich der-

selbe für das Lehrfach der lebenden Sprachen vor, gewann bei der Konkurrenzprüfung in Paris eine der besten Nummern und wurde sogleich am Lycée de St. Omer im Norden angestellt, das er später mit verschiedenen Lehrstühlen im Süden und Osten vertauschte. Er hatte aber diese Laufbahn nur gewählt, um dem zwangsweisen Militärdienst durch eine 10jährige Tätigkeit au service de l'université zu entgehen und als diese Zeit herum war, nahm er seinen Abschied, um fortan von dem Vermögen seiner Mutter zu leben, das ihm sein Vater bereits am Tage seiner Volljährigkeit integraliter eingehändigt hatte.

Büchners schriftstellerische Tätigkeit lässt sich, bei deren Ausdehnung, schwer übersehen. Doch wollen wir das wesentliche herausheben, indem wir mit dem Deutschen beginnen:

Gedichte, Butzbach, Kuhl 1851.
Lord Byron's Childe Harold, in metrischer Übersetzung, Frankf. Meidinger 1853.
Engl. Literaturgeschichte, 2 Bände. Darmstadt Diehl 1855.
Franz. Literaturbilder, 2 Bände. Frankf. Hermann 1858.
Der Wunderknabe von Bristol, } Romane. Leipzig
Lord Byrons letzte Liebe, } Thomas 1861-62.
Prinz Louis Ferdinand an Pauline Wiesel, Leipzig Brockhaus 1865.
Fidele Geschichten, Leipzig Friedrich 1886.
Das tolle Jahr, Erinnerungen, Giessen Roth 1900.

In franz. Sprache erschienen:
Poétique de Jean Paul Frédéric Richter mit Leon Dumont, Paris Durand 1862.
Les Comédies de Shakespeare, thèse française pour le doctorat, Caen 1865.
Faust, Paris Hachette, Richard III., Childe Harold, Paris Dupont, Schulausgaben.
Hamlet le Danois, Paris Hachette 1878, aux frais du ministère public, auf Kosten des Unterrichtsministeriums.
Léon Dumont, le philosophe amateur, Paris Alcan 1884.